

Schallplatten oder auch „Kraft durch Freude“), erweist sich als geschicktes und überzeugendes Verfahren. Leichte Asymmetrien, etwa zugunsten der literarisch-publizistischen Kultur im Vergleich zur bildenden Kunst oder Musik, sind dabei durchaus zu verkraften; erfreulich auch der Einbezug der erziehungswissenschaftlichen bzw. historischen Bildungsforschung, wodurch die Trias der im Titel versprochenen Leitbegriffe tatsächlich in etwa gleichgewichtig behandelt wird. Die im Vorwort des Verf. vermerkte Absicht, „vornehmlich die Motive, Intentionen und Inhalte der Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftsentwicklung, weniger dagegen deren gesellschaftliche Funktionen, Wirkungen und Folgen“ (XI) darstellen zu wollen, wird in dieser Klarheit – zum Glück – nicht eingelöst. *Kroll*, der sich an anderer Stelle programmatisch für eine Erneuerung der Ideengeschichte ausgesprochen hat, geht vielmehr auch immer wieder auf soziologisch-funktionale Aspekte ein, ohne diese freilich in den Vordergrund zu rücken.

Am ehesten vermißt man in diesem „enzyklopädischen“ Band vielleicht eine stärkere Erörterung und Bewertung methodischer Konzepte. So wird verschiedentlich (11, 16, 20) „Kulturkonsum“ ins Feld geführt, ohne die Implikationen dieses in der deutschen Forschung noch recht jungen Erklärungsansatzes zumindest anzudeuten. Gerade im Hinblick auf den ansonsten favorisierten staatlich-institutionellen Ansatz wäre es lohnend, die möglichen Ergänzungen oder auch Widersprüche offenzulegen, die der Einbezug der „Konsumentensicht“ bereithält. Ja, man hätte sich – angesichts der souveränen Vertrautheit des Autors mit seinem Gegenstand – den zweiten, der Forschungslage gewidmeten Abschnitt des

Buches insgesamt um methodische oder sachthematische Aspekte gegliedert vorstellen können. Die statt dessen gewählte chronologische Gliederung entlang der staatlichen Zäsuren wirkt in vielem wie ein „zweiter Durchgang“. Auch wäre zu überlegen, ob nicht – mit einer studentischen Leserschaft als potentiellern Adressaten vor Augen – wenigstens im Literaturverzeichnis der Vorname der aufgeführten Autoren einmal ausgeschrieben und auf bestehende Internet-Portale zur Zeitgeschichte bzw. zur deutschen Kultur-, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte des 20. Jh.s hingewiesen werden sollte.

Diese eher formalen Einwände sind unterdessen wohl nicht in erster Linie an den Autor zu richten. *Frank-Lothar Kroll* hat einen verlässlichen, um Differenzierung bemühten Überblick vorgelegt, der dem Anspruch (und den Umfangsbeschränkungen) der Reihe vollauf gerecht wird.

Marc Schalenberg

**Christoph Conrad/Sebastian Conrad (Hrsg.): Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002, 400 S.**

Es ist noch gar nicht so lange her, daß die meisten „vergleichenden“ Sammelbände verschiedene Fallstudien vereinten und nur der Herausgeber sich bemühte, in der Einführung oder im Schlußwort mehr oder weniger tiefgehende komparatistische Bemerkungen anzustellen; im Grunde blieb es dem Leser überlassen, sich nach der Lektüre das Vergleichsbild selbst zu gestalten. Der vorliegende Band gehört schon zu einer neuen Generation von

Vergleichsstudien; fast jeder Beitrag ist vergleichend angeordnet, und auch die, deren Hauptthema nur eine Fallstudie bildet, sind in einem weiteren internationalen Kontext gut verankert. Der Hauptakzent liegt, folgt man dem Titel, nicht so sehr im Vergleich der Historiographien überhaupt, sondern in der Analyse der verschiedenen Verbindungen zwischen Geschichtswissenschaft und Nationsbildung. Auf die theoretischen Vorbemerkungen der Hrsg. folgen fünf Studien unter dem Sammeltitle „Geschichte als nationale Projektion“. Der erste Text in dieser Teil von *Stefan Berger* („Geschichten von der Nation“) stellt einige Verallgemeinerungen vor und kann neben dem Text von *Conrad/Conrad* als die zweite Einführung gelten. Es schließen sich die Analysen der postkolonialen afrikanischen Geschichtsschreibungen (*Andreas Eckert*), der Debatten unter Historikern in Deutschland und in Japan um die Sozialgeschichte dieser beiden Länder (*Sebastian Conrad*), der Diskussionen in Ostmitteleuropa (*Frank Hadler*) sowie der Umwälzungen der russischen historischen Wissenschaft und Publizistik seit der Gorbatschow-Ära (*Jutta Scherrer*) an.

Die genannten Aufsätze kann man als Beiträge zur Wissenschaftssoziologie qualifizieren; einige andere gehören eher zum ideengeschichtlichen Genre, wenn auch immer mit streng wissenschaftssoziologischen Zügen. Sie sind in zwei Teilen des Bandes gesammelt: „Der Inhalt der Form“ (*Alexandre Escudier* analysiert das Problem der historischen Darstellung in Frankreich und Deutschland im 19. Jh., *Paul Nolte* vergleicht die Erzählstrukturen bei Nipperdey und Wehler) und „Vergleich an der Grenze?“ Dieser letzte Teil besteht aus vier Studien

(*Peter Schöttler* analysiert die Möglichkeiten des Vergleichs der *Annales*-Schule und der deutschen *Volks-geschichte*, *Thomas Welskopp* schildert die Umwälzungen der deutschen sozialgeschichtlichen Forschungen; *Gabriele Lingelbach* stellt die Möglichkeiten und Begrenzungen der Ansätze von Vergleich und Transfer dar am Beispiel der Rezeption der französischen Geschichtswissenschaft in den Vereinigten Staaten vor dem Ersten Weltkrieg. Der Text von *Matthias Middell* über den „deutsch-deutschen“ Historiographie-Vergleich bringt noch einmal theoretische Betrachtungen allgemeinerer Natur und kann so als Schlußbetrachtung des Bandes dienen.

Statt einer systematischen Besprechung des ganzen Bandes, die zum Scheitern verurteilt wäre, möchte ich einige Punkte herausgreifen. Die Wahl ist subjektiv, und sie spiegelt das Thema des Bandes im Prisma meiner eigenen Interessen. Diese „Sichtachsen“ sind 1) die Frage der historischen Wahrheit, 2) die Rolle der Geschichtsschreibung in der Legitimierung der nationalistischen Ideen und Politik, 3) der Zweck der vergleichenden Forschung in der Geschichte der Geschichtswissenschaft.

Der Problem der historischen Wahrheit ist explizit nur selten erwähnt; trotzdem gehört es zu den wichtigsten Themen des vorliegenden Bandes, der sich mit den Fragen der Vielfalt von Perspektiven und Interpretationen beschäftigt.

Die gegenwärtige Geschichtsschreibung – so glauben *Conrad/ Conrad* – muß auf die Idee einer einzigen und allgemeingültigen Wahrheit verzichten (S. 15-17). Statt zu versuchen, die verschiedenen Meinungen gleichzuschaffen, solle man sich daran gewöh-

nen, in der Pluralität subjektiver Wahrheiten zu leben. Wenn es hier nur darum ginge, daß wir meistens nicht imstande sind, zwischen den verschiedenen theoretischen Perspektiven die *wahre* zu wählen, daß jede Perspektive andere Aspekte der komplizierten Vergangenheit beleuchtet, daß wir im bestem Fall nur sagen können, ob die eine oder andere zu diesem oder jenem Zweck der Forschung besser paßt – dann könnte man dem nur beipflichten. Der naive unreflektierte Pseudo-Positivismus, der aus der Theorie der historischen Wissenschaften seit langem verbannt ist, lebt leider bei vielen praktisch arbeitenden Historikern noch immer fort, und jeder Kampf dagegen verdient unseren Beifall. Es scheint mir aber, daß hier etwas mehr gemeint ist: Es geht um den Verzicht der Geschichtsforscher auf das Suchen der „objektiven“ Wahrheit (hier wird *en passant* die deutsch-polnische Historische Kommission als Beispiel des Strebens nach der „Uniformierung“ der Wahrheit erwähnt – S. 15). Im vollen Bewußtsein, daß ich eine verlorene Sache zu verteidigen suche, möchte ich doch hier mein *Veto* einbringen. Denn die Folgen solchen Verzichts dürften genau das entgegengesetzte Resultat dessen sein, das sich die Verf. wünschen. Unabhängig davon, ob man an die Existenz der objektiven historischen Wahrheit glaubt oder nicht (ich glaube nein), ist doch wenigstens die Utopie der objektiven Wahrheit der einzige Referenzpunkt für die verschiedensten Strömungen der Geschichtswissenschaften. In den historischen Debatten, in Zeitschriften, auf Konferenzen und auch in Privatgesprächen sagt man doch immer „das ist nicht wahr, daß ...“ oder „ich glaube nicht“ usw. Die Debatte, die man mit „meine

Wahrheit ist eine andere als deine“ beginnen würde, ist ziemlich schwer vorzustellen. Nehmen wir den Essay von *Frank Hadler*: Wenn die „Drachentöter“ und „Drachenspflieger“, die Feinde und die Verteidiger der nationalen Stereotypen in verschiedenen Geschichtsschreibungen auf ihre Debatte verzichten sollten, so wäre das Resultat nur die strengste Absonderung beider Lager. Es besteht kein Zweifel, daß ihr Kampf, alles in allem, ein wichtiges Movens in der Entwicklung der ostmitteleuropäischen Geschichtsschreibungen ist; und dieser Kampf findet nur so lange statt, wie die beiden Seiten streng von der Wahrheit ihrer Interpretationen und Ideen überzeugt sind.

Die praktische Folge des Verzichts auf einen (sicher, utopischen!) Maßstab der Objektivität wird doch nie die bunte Mannigfaltigkeit der sich durchdringenden und einander beeinflussenden verschiedenen Ideen und Anschauungen sein, sondern nur eine, sozusagen, wissenschaftliche Apartheid: jeder wird „seine eigene Wahrheit“ pflegen und sie als „objektive“ Wahrheit annehmen. Der einzige Weg zur Relativierung eigener Positionen führt über Tätigkeiten wie die der Schulbuch-Kommissionen; wie paradox es auch klingen mag, durch das gemeinsame Streben nach „objektiver“ Wahrheit wird Anerkennung fremder Perspektiven und Toleranz schneller gewonnen als durch die unbedingte Affirmation des Rechtes von jedermann auf „seine eigene Wahrheit“. Die Folge der Tätigkeiten solcher bilateraler Kommissionen soll doch nicht die Uniformierung aller Stellungnahmen der polnischen und deutschen (polnischen und russischen, ungarischen und rumänischen usw.) Historiker sein. Es bleibt

zu hoffen, daß Meinungsverschiedenheiten nicht mehr die einfache Konsequenz der nationalen Zugehörigkeit des Historikers sind. Es ist nicht zu wünschen, daß alle Historiker auf die Frage „Seit wann leben die Rumänen im Siebenbürgen“ dieselbe Antwort geben; es wäre nur zu wünschen, daß die Anteile der verschiedenen Meinungen in dieser Sache dieselben bei den ungarischen wie bei den rumänischen Historikern wären. Das bleibt innerhalb der realistischen (wenn auch optimistischen) Erwartungen; die Bedingung dafür ist aber, daß alle Teilnehmer der internationalen historischen Debatten subjektiv nach „objektiver“ Wahrheit streben.

Das zweite Problem betrifft vor allem die Texte von *S. Berger* und *P. Schöttler* – sie sind neben dem Text von *Conrad/Conrad* vielleicht die interessantesten im ganzen Band, aber sie bieten auch den größten Anlaß zur Auseinandersetzung. Es geht um die Beziehung zwischen Geschichtsschreibungen und nationalistischer Propaganda. Die Kritik einer solcher Propaganda (besonders, wenn sie sich als „unparteiische“ Wissenschaft verkleidet) ist immer nützlich; der Leser von *S. Berger* aber könnte leicht den Schluß ziehen, daß der Chauvinismus das Hauptmerkmal der europäischen Geschichtsschreibung sei. Das ist nicht so; auch im 19. Jh kann man die europäische Geschichtsschreibung sicher nicht auf die Funktion einer Maschine zur Legitimierung des Nationalstaates (oder überhaupt zur Legitimierung irgendwelcher Ideen) reduzieren. Ohne auf Details eingehen zu wollen, sei daran erinnert, welcher wichtigen Teil des geschichtlichen Denkens des 19. Jh die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ nicht nur bei Jacob Burck-

hardt, sondern auch bei Ranke, Lamprecht, Acton, Tocqueville, Fustel de Coulanges, in Polen auch bei Lelewel, bilden. Die Nation war ohne Zweifel wichtig in der Geschichtsschreibung des 19. Jh.s, keineswegs aber am wichtigsten; ebensogut kann man die Geschichtsschreibung des 19. Jh.s als Fortsetzung und Vertiefung der aufklärerischen Beschäftigung mit Universalgeschichte betrachten.

Es ist ziemlich leicht, bei den Historikern die nationalistischen Vorurteile zu entdecken (besonders, wenn diese Historiker zu einer anderen Nation als unserer eigenen gehören). Man braucht nicht der geschulte Forscher des Faschismus sein, um z. B. in Otto Brunners *Land und Herrschaft* (1938) verschiedene Verwandtschaften mit der NS-Ideologie zu erkennen, im Wortschatz wie in der allgemeinen Konzeptualisierung des Werkes. *P. Schöttler* aber scheint zu suggerieren, daß die „Demaskierung“ dieser Verbindung genüge, um seine ganze These zu beweisen: Wenn die ideologische Verankerung der Volksgeschichte einmal demonstriert worden ist, so sei auch die Frage einer eventuellen Verbindung zwischen der Volksgeschichte und *Annales*-Schule einmal und für immer beantwortet. *Non sequitur*: Wenn die verschiedenen historischen Schulen verschiedene politische Ideologien vertreten, so heißt dies doch nicht, daß sie keinerlei intellektuelle Verbindungen hätten. Im Gegenteil, es würde interessant sein zu sehen wie genau die politisch auf entgegengesetzten Polen stehenden, aber zugleich in derselben Epoche der Geschichtsschreibung lebenden Historiker bestimmte Begriffe und Ideen teilen bzw. ihnen verschiedenste politische Bedeutungen geben.

Die Konzentration auf das Problem des ideologischen Sinns der Geschichtsschreibung verdunkelt, so erscheint es mir, andere Aspekte der analysierten Schulen, und zwar die vielleicht wichtigsten: die Frage nach dem intellektuellen Inhalt der untersuchten Werke. Das Aufzeigen der ideologischen Zusammenhänge ist noch nicht, *pace* Bourdieu *et consortes*, das Ende der Analyse. Es geschieht doch oft, daß von zwei in verschiedenen Ideologien verankerten Verfassern einer für den heutigen Leser lebendig und interessant scheint, der andere nicht. Es gibt offensichtlich einen „Rest“, der „ideologisch“ nicht hinweg interpretiert werden kann. Das wird teilweise auch durch den Essay von Paul Nolte bestätigt, der die Werke von Thomas Nipperdey und Hans-Ulrich Wehler vergleicht. Der Verf. berührt die fundamentale Frage, inwieweit die geschichtsphilosophischen Voraussetzungen und auch die politischen Sympathien die Technik der Darstellung, der Komposition, der Quellenanalyse beeinflussen. Wenn zwei ausgezeichnete Historiker trotz der verschiedenen Ausgangspunkte zu mehr oder weniger parallelen Darstellungen kommen, so hat doch vielleicht die „handwerkliche“ oder, wenn man so will: die „wissenschaftliche“ Sphäre der Geschichtsschreibung eine gewisse Autonomie.

Wie man Historiographien vergleicht, wissen wir mehr oder weniger, wenn wir diesen Band gelesen haben; warum man es macht oder machen soll, bleibt aber doch immer noch zu fragen. Die Hrsg. stellen in ihrer Einführung acht methodische Perspektiven der Historiographieggeschichte vor, jede von ihnen beleuchtet andere Aspekte, weshalb sie sich nicht ausschließen und

man sich leicht die Kombination der gezeigten Betrachtungsweisen vorstellen kann. Teilweise geben sie auch eine Antwort auf die Frage nach dem „warum“ des Historiographievergleichs: Es werden beim Vergleich von Geschichtswissenschaften und von Historikermilieus dieselben Zwecke verfolgt wie beim Vergleich aller anderen Zweige des sozialen Lebens und aller anderen sozialen Gruppen. Die Verschiedenheiten der sozialen Entwicklungen in den einzelnen Ländern sollen erkennbar werden, um spezifische bzw. typische Aspekte der Einzelfälle klarer zu erfassen. Alles, was die Theoretiker des historischen Vergleichs geschrieben haben, gilt auch für den Vergleich der Historiographien. Der interessante Punkt bei Conrad/Conrad ist dabei die Möglichkeit, die beiden oft einander gegenübergestellten Forschungsprogramme des Vergleichs und der Transferforschung zusammenzuführen. Dabei gilt es die Hauptgefahr aller vergleichenden Studien zu vermeiden, d. h. die „Reifizierung“ beider Seiten des Vergleichs, die allzu oft als monolithische Einheiten betrachtet werden.

All dem kann ich nur zustimmen; ist das aber schon alles? Gibt es nicht doch ein anderes Interesse, das uns dazu bringt, uns mit den intellektuellen Produkten der Historiker *sub specie* ihres intellektuellen Wertes auseinanderzusetzen? Man kann die Milieus der Historiker wie jede andere berufliche Gruppe sozialgeschichtlich analysieren, man darf aber auch die Historiker als Schöpfer und Verbreiter von Ideen sehen, die nicht nur von den Umständen der Zeit und des Ortes ihrer Entstehung abhängen, sondern auch im Kontext des intellektuellen Lebens und der Entwicklung der Philosophie erklärt werden können. Die ideenge-

schichtliche Perspektive ist nicht (wie die Verfasser zu vermuten scheinen) mit der Meineckeschen Perspektive identisch (S. 23-24), sie kennt verschiedene Formen und Methoden, kann sich auf einer Seite der Begriffgeschichte, auf der anderen Seite der Geschichte der Mentalitäten usw. annähern. Es ist sicher nicht berechtigt, alles das *en bloc* als altmodisch beiseite zu stellen.

Die Gedanken in den Werken der alten Meister sind aber auch aus einem anderen Grund interessant. Wenn ich die Werke der Historiker des 20. oder 19. oder irgendeines anderen Jahrhunderts lese, dann lese ich nicht nur historische Quellen für die Geschichte des historischen Bewußtseins, der Legitimierung des Nationalstaates usw. usf., sondern ich begegne in ihren Verfassern auch (*sit venia verbis*) Kollegen, die – wie ich und meistens besser als ich – nach Darstellung der Vergangenheit streben. *Nolens volens* macht mich ein solches Erkennen in der Kritik vorsichtig. Es wäre doch pharisäerhaft zu behaupten, daß ich in irgendeiner Weise höher stünde als sie. Bei der Lektüre der Klassiker unseres Fachs ist für mich die Hauptfrage, die ich mir immer stelle, nicht, wie sie von den sozialen und politischen Strömungen der Epoche abhängig waren, sondern was ich als Historiker von ihnen lernen könnte.

Wenn ich die Historiker eines anderen Landes lese, so ist der wichtigste Vorteil die Relativierung meiner Vorstellungen über die Vergangenheit. Ich sehe keinen Grund, warum ich nicht auch die Historiker einer anderen Epoche mit denselben Erwartungen lesen könnte. Das Lesen der alten Meister ist doch auch ein Vergleich, wenn auch diesmal in der Zeit, nicht im Raum.

Kurz, man vergleicht die klassischen Werke der Geschichtsschreibung mit demselben Zweck wie die klassische Werke anderer Zweige der Literatur: für die eigene Bildung. Das ist sicher nur subjektive Präferenz, die nicht alle teilen werden; aber es ist doch etwas überraschend, wenn die Frage, ob „die Historiker, mit denen ich mich beschäftige, noch heute lesenswert sind“, ganz außer Betracht bleibt. Die sozialgeschichtliche Perspektive der Geschichte der Historiographie ist ganz legitim, aber doch einseitig.

Nun möchte ich noch dem Beitrag *Frank Hadlers* über die „Drachentöter“ in den mitteleuropäischen Historiographien Aufmerksamkeit widmen. Schon seit 200 Jahren gehört die Drachenjagd zu den beliebtesten Unterhaltungen der mitteleuropäischen Historiker. Dem Drachen geht es gut, und deshalb werden auch unsere wissenschaftlichen Urenkel diese Unterhaltung nach Herzenslust genießen können. Ich habe nur eine Bemerkung: *Hadler* sieht in der „nationalgeschichtlichen Fixierung“, i. e. in einer Forschung nur zur eigenen Nationalgeschichte, den gefährlichsten Kopf des Drachen. Ich teile sein Interesse für die Ostmitteleuropäische Geschichte, und ich bin auch überzeugt, daß die Ignoranz der Geschichte der Nachbarländer in jedem ostmitteleuropäischen Land ein Beweis für den Provinzialismus in den Geschichtsschreibungen dieser Region ist. Der gefährlichste Kopf des Drachen ist aber, glaube ich, ein anderer. Es ist die irreflexive, naive Beschreibung der Ereignisse mit der unbegründeten Annahme, daß die „eigene“ Geschichte etwas Spezifisches sei, das keine Parallelen kennt. Diese Ausnahmestellung wird als etwas so natürliches angenommen, daß es in den vielen Fällen

nie klar ausgesprochen ist, aber es bildet den Grundstein des historischen Bewußtseins. Die Ignoranz der ostmitteleuropäischen Geschichte ist nur ein Teil des Bildes, vielleicht nicht das wichtigste.

Man wird insgesamt leicht sehen, wie wichtig, nützlich und interessant der vorliegende Band ist. Nützlich nicht nur für die Wissenschaftshistoriker, sondern auch – oder vielleicht vor allem – für die Historiker *sensu largo*, die es als eine Art Wegweiser durch einige Aspekte der modernen Geschichtsschreibung benutzen können. Die Wertschätzung des Buches schließt die Möglichkeit einiger Auseinandersetzungen mit den Verfassern keineswegs aus. Das Buch gehört zu denen, bei deren Lektüre der Bleistift immer in der Hand gehalten bleibt. Solche Bücher, ob man mit ihren Thesen gänzlich oder nur teilweise übereinstimmt, gehören zum Wertvollsten, was man lesen kann; sie geben Anstoß zum Nachdenken und werden – darf man hoffen – bald Früchte in Form weiterer Studien zu den behandelten Problemen tragen.

Maciej Janowski

**Heidmarie Uhl (Hrsg.): Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts (= Gedächtnis – Erinnerung – Identität, Bd. 3), Studienverlag, Innsbruck, Wien, München, Bozen 2003. 226 S.**

„Gedächtnis – Erinnerung – Identität“ lautet der Titel einer neueren kulturwissenschaftlichen Reihe des Innsbrucker Studien-Verlags, die nicht zu verwech-

seln sei mit jener in den 1990er Jahren von Jörn Rüsen initiierten, bei Suhrkamp publizierten stw-Reihe sehr ähnlichen Wortlauts. Ende 2003 ist nun der dritte Innsbrucker Band erschienen. Er enthält die Beiträge einer im November 2002 von der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien abgehaltenen Tagung mit dem ursprünglich angesetzten Titel „Zivilisationsbrüche. Bruchlinien des 20. Jh.s im Gedächtnis des beginnenden 21. Jahrhunderts“.

Der Klappentext wirbt mit einigen als „grundlegend“ ausgewiesenen Fragen: „Warum wurde der Holocaust erst Jahrzehnte nach 1945 als das Zentrereignis des 20. Jahrhunderts schlechthin wahrgenommen? Auf welchem Weg ist das – zunächst vornehmlich auf die Gedächtnisgemeinschaft der Opfer beschränkte – Gedenken an die jüdischen Opfer der NS-Verfolgung nun zu einem universalisierbaren Phänomen geworden? Und welche Konsequenzen für die Interpretation des Holocaust hat seine nunmehrige Präsenz im Gedächtnis?“ In wessen Gedächtnis sich das Gedenken an die jüdischen Opfer der NS-Verfolgung präsentiert, wird an dieser Stelle nicht näher bestimmt, doch läßt das Publikationsunternehmen seine Nähe zum Konzept eines „kosmopolitischen Gedächtnisses“, formuliert von Daniel Levy und Natan Sznaider (Erinnerung im globalen Zeitalter, 2001), un schwer erkennen.

Die ebenfalls auf der Rückseite des Buches vermerkten zentralen Thesen, gleichsam als normative Folie den drei genannten Fragen wie auch deren Beantwortungsversuchen in den einzelnen Beiträgen unterlegt, verstärken diesen Querverweis; die Rede ist vom „Zivilisationsbruch Auschwitz“, der „in das